

Natur und Mensch

Autor(en): **Wiss-Stäheli, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 22

PDF erstellt am: **23.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-672017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der rote Schweizer.

Rot ist mein Banner, rot das Kleid,
Blutrot mein Herz und treu dem Eid,
Den es hat zugeschworen!
Die Trommel wirbelte durchs Schloß:
Wach auf, wach auf, o Eidgenosß;
Paris steht vor den Toren!

Die Königin am Fenster stand:
Hab' ich denn keine Seel' im Land,
Die treu zu mir wollt stehen?
Frau Königin, vielgute Nacht!
Der rote Schweizer hält die Wacht;
Kein Leids soll Euch geschehen!

Halbneune schlug im Schloß die Uhr,
Ja, Räuber Marat, komm uns nur,
Du sollst uns treu erschauen!
Die roten Schweizer rücken aus:
Gott schütz den König und sein Haus
Und seine süßen Frauen!

Und als der Sieg uns schier gelang,
Ein Brieflein von dem König kam,
Das Feuer einzustellen.
Auf, rote Schweizer, zieht davon,
Kommt her, wir bieten euch Pardon,
Gebt frei die Türethwellen!

Und wenn ihr uns Paris verspricht,
Verflucht ihr uns als Herrenknecht,
Wir sterben doch in Treuen!
O Ludwig, das war nicht gut,
Daß du hingabst der Schweizer Blut;
Es wird dich noch gereuen!

Der euch dies kurze Liedlein sang,
Mit Not kam er vom heißen Gang
Um Marie Antoinetten.
Rot ist mein Banner, rot das Kleid
Und rot die Wang vor Scham und Leid,
Daß ich sie nit kunnt retten!

Meinrad Lienert.

Natur und Mensch.

Von Josef Wiß-Stäheli.

Es sind nicht die schlechtesten Menschen, die im Bestreben nach einem tugendhaften Leben in eine innerliche Disharmonie geraten. Sie wollen immer nur das Gute tun und tun sehr oft das Schlechte. Sie machen sich Selbstvorwürfe, die sich manchmal bis zur Verzweiflung steigern. Sie glauben sich verachten zu müssen und möchten doch so gerne ein guter Mensch sein. Und wie sagt Conrad Ferdinand Meyer von seinem Hutten: „Ich bin kein ausgeklügeltes Buch. Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“ So ist es, und so wird es immer sein. Zum Troste jener, die an diesem Widerspruch leiden, seien folgende Gedanken dargelegt: Der Mensch ist kein abgeschlossenes, unabhängiges Wesen; er ist ein Teil der Natur. Und in dieser Verbundenheit mit der Natur, hat er ihre Güte und ihre Schlechtigkeit in sich. Stünde er außerhalb der Natur, wäre er Gott. Er kann nicht besser und nicht schlechter sein als die Natur. Und die Natur ist schlecht, boshaft und grausam. Sie tötet Menschen mit Erdbeben, mit Springfluten, mit Überschwemmungen; sie zerstört dabei unendliche Werte menschlicher Kultur. Mit dem Blitz im Gewitter vernichtet sie

mitunter Tiere und Menschen; mit Lawinen und Bergstürzen begräbt sie menschliches Leben und bringt unsägliches Leid. Aber wo ist der Mensch, der deshalb die Natur hassen würde? Jeder Mensch liebt sie, denn sie ist ja andererseits so unendlich gütig. Sie läßt in ihrem Sonnenschein die Früchte der Erde wachsen und reifen; sie spendet Schönheit für das menschliche Auge; sie stellt ihre offenen und geheimen Kräfte dem Menschen für seine äußere und innere Entwicklung zur Verfügung. Die grausame Natur, die soviel zerstört, sie ist andererseits so unendlich lieb und hilfreich; darum wird sie von den Menschen nicht gehaßt. Und sollen wir Menschen als ein Teil dieser Natur uns deshalb selber hassen, weil wir naturgemäß nicht immer gut und lieb, sondern auch schlecht und roh sein können? Das soll nicht heißen, daß man immer seine eigenen schlechten Handlungen entschuldigen und nicht den Weg suchen müsse, auf dem das Gute und Schöne blüht; aber es soll zeigen, daß der nach dem Guten strebende Mensch keinen Grund zum Verzweifeln hat und daß er den ganzen Menschen in sich selbst mit dem Guten und Schlechten aner-

kennen soll. Gewiß ist das Gute mehr zu lieben als das Böse; aber wer sich bewußt ist, ein Teil der großen Natur zu sein, der weiß, daß eine

höhere Macht über ihm steht, der er sich vertrauensvoll ohne Selbstvorfürfe und ohne innere Zerrissenheit ergeben darf.

An einen Freund!

Frage nicht, warum du gehen mußt
Durch so vieles, vieles, das dich quält.
Was ist Leid, mein Freund, und was ist Lust?
Keiner hat sein Schicksal selbst erwählt.

Glaube nicht, daß sich ein Leben irrt.
Tief taucht jetzt dein Herz in Schmerzen ein.
Aber deine nächste Freude wird
Um den Sinn des Leidens reicher sein.

Gerhard Friedrich.

Die Rache des Setzers.

Goethe hatte sich darüber geärgert, daß beim Druck einer seiner Dichtungen nicht in allem seinen Wünschen entsprochen worden war. Vor allem aber hatte ein Setzer seinen Unwillen erregt, der einen Druckfehler in ein Gedicht gebracht hatte, einen Druckfehler, der dem Herrn Geheimen Rat besonders peinlich war.

So schrieb Goethe denn einen nicht gerade sehr liebenswürdigen Brief an seinen Verleger und ersuchte, dem schuldigen Setzer gehörig die Meinung zu sagen.

Dies geschah.

Der Setzer aber, der sich nicht schuldig fühlte, da ein Versehen jedem unterlaufen kann, ward sehr zornig auf den Geheimen Rat und beschloß, sich bei passender Gelegenheit zu rächen.

Einige Monate nach dem Vorfall nahte der Geburtstag der Herzogin Amalia, und Goethe und die andern in Weimar ansässigen Großen beratschlagten, in welcher Weise man der Fürstin eine besondere Freude bereiten könne.

Man einigte sich, ihr ein kostbar ausgestattetes Heft zu überreichen, in dem jeder der Dichter mit einem bislang ungedruckten Beitrag vertreten wäre.

Goethe aber übernahm es, die Schrift zum Druck zu befördern und sandte das Manuskript der Festgabe an seinen Verleger.

Durch einen Zufall wurde das Heft dem gleichen Setzer zur Bearbeitung überwiesen, der seinerzeit den Unwillen Goethes erregt hatte.

Er hatte die Zurechtweisung, die er der Exzellenz in Weimar zu verdanken gehabt, noch nicht vergessen und sah nun eine günstige Gelegenheit, den Gegenschlag zu führen.

Er verzögerte die Arbeit so, daß das gedruckte Heft erst am Geburtstagsmorgen in Schloß Tie-

furt bei Weimar, wo die Herzogin wohnte, eintraf und Goethe und die anderen Mitarbeiter keine Gelegenheit mehr fanden, ihre Gabe noch einmal durchzusehen.

Anna Amalia aber bestimmte, daß eine Dame ihrer Umgebung die Gedichte des Heftes vorlesen sollte.

Der Beitrag Goethes, der den „König in Thule“ gewählt hatte, machte den Beginn.

Alles lautete voll Erwartung, die jedoch in schallende Heiterkeit übergang, als die zweite Strophe des Gedichtes, die lautet:

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

in der boshaften Fassung des rachesüchtigen Setzers folgendermaßen erklang:

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus.

Zwei Wörtchen nur hatte der Mann vertauscht. Dies aber genügte, um den großen Dichter einen Tag lang zum Gespött des Weimarer Kreises zu machen.

Goethe aber war zu klug, um den Setzer, der ihm vielleicht auch einen gewissen Respekt einflößte, noch einmal anzugreifen.

Er bewahrte das Heft als Kuriosum. Er soll sogar später einmal den Setzer kennengelernt und ihm, ohne im übrigen der Angelegenheit zu gedenken, einen kleinen Becher geschenkt haben.

Jedenfalls wäre es ein schöner Abschluß des kleinen Vorfalles gewesen, wenn Dichter und Setzer auf diese Art Versöhnung gefeiert hätten.

H. G.